

LEISE RIESELNDER SCHNEE, EIN KNISTERNDES KAMINFEUER,
das Strahlen in glückseligen Gesichtern: so stellen wir uns
Weihnachten vor! Das Fest der Liebe und der Harmonie, der
ungeahnten Verheißungen und barmherzigen Taten. Doch
gemordet wird immer – gerne auch zur Weihnachtszeit oder
beim Krippenspiel (wie der einzige deutsche Beitrag in dieser
Anthologie anschaulich zu schildern weiß). Wenn die Nächte
kälter werden und noch dazu dunkler, kommen sie ans Licht –
all die unterdrückten Gefühle und kriminellen Energien, die
sonst nur im Verborgenen lauern. Hier sind sie, die neuesten
bösen Geschichten zum Fest!

Noch mehr
Wunderbare
Weihnachtsmorde

*herausgegeben
von Regina Kammerer*

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

2. Auflage

Originalausgabe November 2013

Copyright © dieser Ausgabe und der deutschen Übersetzungen 2013
by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str, 28, 81673 München

Copyright © der einzelnen Beiträge bei den Autoren und Autorinnen

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

RK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74692-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Monica Kristensen

Feigenpudding 7

Lars Saabye Christensen

Hauptfach Weihnachten 43

Maria Ernestam

Ein bisschen Gerechtigkeit
muss es doch geben auf der Welt 71

Ulrich Ritzel

Engels Flug 91

Camilla Grebe & Åsa Träff

Fremde 135

Helene Tursten

Die Todsünde 153

Håkan Nesser

Shit happens 177

Camilla Grebe & Åsa Träff

Die Wahrsagerin 205

Anne B. Ragde

Im Sturm, der hinter den Gipfeln wütet 233

Levi Henriksen

Mein größter Wunsch 247

Åsa Larsson

Die Kontaktanzeige 267

Die Autorinnen und Autoren 309

Monica Kristensen



Feigenpudding

Zwei Tage vor Heiligabend stand ich auf einem einsamen, stürmischen Felsabsatz im Norden von Spitzbergen und sah, wie ein Mann in einem gewaltigen Erdrutsch aus Steinbrocken und Eis ums Leben kam. Ich stand einige hundert Meter unter ihm, so dass ich vom eigentlichen Geschehen nichts mitbekam, aber eine Chance hatte er keine. Da bin ich mir sicher, da ich die tödliche Falle selbst geplant und gebaut hatte.

Ende Dezember ist die dunkelste Zeit des Jahres. Das Wetter war klar, es war kalt und windstill. Ein gespenstisch weißer Vollmond hing tief am Himmel und erleuchtete die Schneeflächen. Die kleine Anhöhe, die ich hinaufgeklettert war, lag auf der Westseite einer tiefen Schlucht, die Jahrhunderte von Schmelzwassern aus dem Gletscher auf der anderen Seite gegraben hatten. Der Schneescooter mit dem einsamen Mann war dem Flussbett gefolgt. Er war, ohne zu zögern, den östlichen Berghang zur Hälfte hinaufgefahren, wo eine altertümliche Falle stand. Ich wusste, dass er sich Mühe geben würde, um den steifgefrorenen Polarfuchs, der im Mondschein ebenfalls weiß schimmerte, aus der Falle zu ziehen. Viel Schnee hatte sich auf der oberen Platte der Falle gesammelt, und es war kaum denkbar, dass der Mann die Pyramide aus kleinen

Steinen bemerkte, die einen weit größeren Stein ein Stück darüber im Gleichgewicht hielten. Von diesem Stein aus hatte ich eine Art Treppe aus Balken und altem Treibgut hinauf zu einem enorm großen Stein gebaut. Und dann grub ich das gesamte Geröll und Eis unter dem riesigen Stein aus, so dass er beinahe frei in der Luft schwebte – nur gestützt von den groben Holzteilen.

Selbstverständlich hätte es schiefgehen und ich selbst von dem Riesenstein zerschmettert werden können, aber dieses Risiko war ich eingegangen. Und nun lag er also unter einem Erdbeben begraben, der offensichtlich durch ein ganz natürliches Unglück ausgelöst worden war – während der Inspektion einer alten Falle. Solche Tragödien mit tödlichem Ausgang kommen auf Spitzbergen immer wieder vor, das hatte auch der Regierungsbevollmächtigte gesagt. Ich schnallte meine Skier an und begann den Rückweg.

Eine Stunde später hatte ich unsere Hütte erreicht. Ich war erschöpft und zitterte, einerseits war es eine verspätete Reaktion auf die Geschehnisse, andererseits lag es an der Kälte. Wie würde es sein, so allein mitten in der dunklen Zeit und so weit entfernt von anderen Menschen? Natürlich musste ich anzeigen, dass mein Partner von der Jagd nicht zurückgekommen war. Ich wollte es morgen über Funk erledigen. Der Regierungsbevollmächtigte würde mit dem Rettungshubschrauber kommen müssen. Ich würde vor der Hütte stehen und auf die Landung warten. Mit einem betrübten, besorgten Gesichtsausdruck. Ich würde sie zu einem Kaffee einladen und ihnen die

Karte über unser Jagdgebiet und die Positionen der Fuchsfallen zeigen. Da der Schneescooter verschwunden war, würden sie vermutlich die Umgebung mit dem Helikopter absuchen. Wenn sie zu dem Fangeisen an dem gefrorenen Flussbett kamen, würden sie eine einzelne Schneescooterspur finden, die an einem Erdrutsch endete. Wenn ich Glück hatte, wäre meine Skispur auf der anderen Seite der Schlucht ebenfalls noch sichtbar. Ich war nachweislich nicht in der Nähe gewesen, als sich der Erdrutsch löste. Nicht, dass man mich verdächtigen würde, dafür gab es keinen Grund. Über Funk hatte ich kein böses Wort über meinen Partner verloren.

Ich näherte mich der Hütte von der Rückseite. Alles, was ich in der Dunkelheit sah, war der Umriss einer schwarzen Holzwand. Ein dünner Streifen aus weißem Rauch wand sich aus dem Schornstein dem Himmel entgegen. Der Ofen brannte offenbar noch. Ich lächelte vergnügt. In der Hütte würde es warm sein. Ich könnte etwas essen, einen ordentlichen Cognac trinken und dann zu Bett gehen. Gott, wie ich mich nach Schlaf sehnte. Und Stille. Keine CDs mit englischen Weihnachtsliedern, kein Gequatsche über Kindheitserinnerungen und Weihnachtswünsche. Kein Verbrennen von Räucherkräutern im Ofen, keine Sauerei im Spülstein nach einem missglückten Backversuch. Kein Partner, nur die Einsamkeit. Mir traten vor Erleichterung fast Tränen in die Augen.

Als ich um die Ecke bog, erstarrte ich. Ein warmer, goldener Schimmer lag auf dem Schnee unter dem Küchenfenster. Eine angezündete Kerze stand im Fenster. Ich

blieb stehen, meine Skier schrammten nicht mehr über den Schnee. Deutlich hörte ich leise Musik aus der Hütte: »*Now, give us som figgy pudding. Now, give us som figgy pudding, now give us...*«

Ich glaube nicht an Gespenster, ganz bestimmt nicht. Aber ich schrie vor Schreck laut auf, als die Tür der Hütte aufging und Frederik nur in Strumpfsocken vor mir stand. Der große, dicke, blonde, gutmütige Frederik, den ungepflegten rotbraunen Bart geteilt zu einem breiten Lächeln.

»Du glaubst nicht, was ich erlebt habe, Thomas... das kannst du in dein Buch aufnehmen. Der Schneescooter ist verloren, aber was für ein Drama, was für eine Geschichte. Schnall den Rucksack ab und komm rein, dann werd ich dir alles erzählen. Das wird eine lange Nacht.«

Der Anfang dieses arktischen Albtraums war so ganz anders gewesen. Voller Freude und Erwartungen war ich drei Wochen vor meinem Partner Frederik Hansen nach Longyearbyen auf Spitzbergen gereist. Der Plan bestand darin, dass ich mir die Winterausrüstung ansehen und alles für den Helikoptertransport nach Norden vorbereiten sollte. Wir durften einen Lagerplatz in einem der Hangars auf dem Flugplatz nutzen – eine bequeme Regelung, da wir so am Abreisetag alles direkt in den Hubschrauber laden konnten. Außerdem sollte ich für die notwendigen frischen Waren und ein paar Leckereien sorgen.

»Vergiss den Cognac, die Nüsse und die Feigen nicht«, hatte Frederik gesagt. »Kannst du auf meine Rechnung

setzen. An Heiligabend bekommst du von mir zum Abendessen eine Überraschung!«

Es ärgerte mich ein wenig, als er das sagte, es klang, als würde er mich aushalten. Wir waren uns einig, dass alle Ausgaben der Überwinterung geteilt werden. Ebenso wie die Einnahmen. Ich hatte es dahingehend präzisiert, dass es um das Geld ging, das wir mit der Jagd verdienten. Es werden keine weiteren Einnahmen geteilt, hatte ich dem handgeschriebenen Vertrag hinzugefügt, den wir eher aus Spaß an einem der ersten Abende unterschrieben hatten, an denen wir zusammensaßen und das ganze Abenteuer planten.

Die Zeit von der Idee bis zur Umsetzung war erstaunlich schnell vergangen. Plötzlich stand ich hier allein auf dem Flugplatz von Longyearbyen, zwischen Kisten und Säcken, die alle mit *Brage-Hütte 05/06* gekennzeichnet waren. Es gelang mir nicht, ein gewisses Gefühl der Unwirklichkeit abzuschütteln. Ein Wort hatte das andere gegeben, wir hatten uns gegenseitig angestachelt. Hatten wir irgendwann einmal innegehalten und darüber nachgedacht, dass wir beinahe ein ganzes Jahr unseres Lebens für einen Jugendtraum opfern wollten? Plötzlich durchfuhr mich ein kalter Schauer. Und wenn er nun nicht mit dem Flugzeug kam? Möglicherweise hatte er es ja bereut? So gut kannte ich ihn schließlich auch wieder nicht.

Bereits bei unserer ersten Begegnung bei gemeinsamen Freunden hatten wir über Extremsport und Naturerlebnisse geredet. Wir hatten beide so unsere Erfahrungen, es war also kein leeres Gerede. Vor einigen Jahren hatte ich

einen Winter als Lehrer an der Grundschule von Longyearbyen gearbeitet, und Frederik hatte als Jugendlicher mehrfach die Sommerferien mit einer Gruppe Pfadfinder in Ny-Ålesund verbracht. Wir kannten Spitzbergen also – und aus unterschiedlichen Gründen hatten wir beide den Traum, in einer der einsam liegenden Jagdhütten ganz im Norden zu überwintern, direkt am Polarmeer. Es dauerte nicht lange, bevor wir uns gegenseitig von unseren Träumen erzählten, danach wurde das Ganze mehr oder weniger zum Selbstläufer. Einige Monate später lag das schriftliche Angebot des Regierungsbevollmächtigten auf Spitzbergen vor, in einer alten Jagdhütte an der Spitze von Verlegenhuken zu überwintern. Wir hatten vor, Polarfüchse und Robben zu jagen. Außerdem wollte Frederik fotografieren, und in mir reifte der Plan, ein Buch zu schreiben.

Keiner von uns war verheiratet, allerdings hatten wir einen großen Freundeskreis, daher fehlte es nicht an Warnungen und gutmütigen Späßen. »Wieso jagen?«, wollten unsere Freunde wissen. »Hat jemand von euch Erfahrung als Jäger? Frederik wird doch schon ohnmächtig, wenn er nur einen Tropfen Blut sieht.« Ich gebe gern zu, dass ich ein wenig irritiert war über diesen Mangel an Vertrauen, aber Frederik lachte nur.

»Es spielt keine Rolle, was andere denken«, sagte er. »Hauptsache ist, dass *wir* wissen, was wir tun. Und uns bleibt noch viel Zeit für die Vorbereitungen.«

Wir unternahmen lange Touren in die Nordmark, um uns besser kennenzulernen. Zusammen meldeten wir uns

zur Elchjägerprüfung an und trainierten mehrmals in der Woche auf dem Schießstand. Das Informationsmaterial des Regierungsbevollmächtigten studierten wir genau. Es waren lange, gemütliche Abende mit vielen Erinnerungen und sehr viel Wein.

Aber durchaus nicht alles war unproblematisch. Ich hatte seit meiner Zeit als Lehrer auf Spitzbergen die Wochenzeitung *Svalbardposten* abonniert, und darin lasen Frederik und ich nun wütende Beiträge von Einwohnern aus Longyearbyen, dass die gefragtesten Plätze in diesem Jahr Leuten vom Festland zugeteilt worden seien, die viel zu wenig Erfahrung hätten. Selbstverständlich reagierten weder Frederik noch ich auf diese Leserbriefe. Wir wollten nicht auffallen. Trotzdem konnte es nicht schaden, in Longyearbyen ein paar Kontakte zu knüpfen, für den Fall, dass wir im Laufe des Winters Hilfe brauchen sollten. Ich wusste von meinem früheren Aufenthalt, dass die Wagemutigsten aus dem einheimischen Schneescotermilieu bis nach Verlegenhuken fahren, wo die Brage-Hütte lag. Der Regierungsbevollmächtigte hatte zwei Helikopterbesuche im Laufe der Jagdsaison geplant, außerdem würde er in einer eindeutigen Notsituation Hilfe schicken. Dennoch konnte es nur von Vorteil sein, wenn man jemanden kannte, der uns vielleicht einen eher informellen Besuch abstattete. Dies war einer der Gründe, warum ich vor Frederik nach Spitzbergen gefahren war.

Longyearbyen war nicht gerade aufregend mit seinen ungefähr zweitausend Einwohnern, die in einer monotonen Kulisse aus schreiend bunten Häusern zwischen den

Berghängen des Adventtals wohnten. Durch das Zentrum führte ein kurzes Stück Straße mit Bürogebäuden, dem Krankenhaus, einem Kindergarten, einem Hotel sowie diversen Gaststätten und Kneipen. Hoch oben im Tal lag die alte Stormessa, die früher als Kantine für die Grubenarbeiter gedient hatte, jetzt aber nur noch für die Touristen offen gehalten wurde. Dieser Teil der Bebauung bestand aus mehreren langen, zweistöckigen Holzbaracken. Ich hatte mir ein spartanisch ausgestattetes Zimmer in der Baracke 7 gemietet. Nach einer einfachen Mahlzeit in der Stormessa lief ich jeden Abend auf einem Schotterweg drei Kilometer ins hell erleuchtete Zentrum und besuchte einen oder mehrere Pubs.

Wie erhofft dauerte es nicht lange, bis ich einige Burschen grüßte, die wie ich ungefähr dreißig Jahre alt waren. Einige von ihnen hatte ich kennengelernt, als ich in der Stadt als Lehrer arbeitete. Die meisten von ihnen lebten seit Jahren auf Spitzbergen. Mit den Einwohnern von Longyearbyen kommt man nicht so leicht in Kontakt, sie sind zurückhaltend und vermeiden es, Leute kennenzulernen, die nur einige Monate auf der Insel bleiben. Die ständige Fluktuation ist eine Herausforderung für die Gemeinschaft und das Milieu, ich hatte es in dem Jahr, in dem ich hier überwinterte, selbst erlebt. Niemand redete von der Einsamkeit, und für mich wurde die Stadt merkwürdigerweise zu groß. Man musste sich an allzu vielem beteiligen, es gab zu viele öffentliche Feste, Konzerte, Geburts- und Feiertage. Bereits damals sehnte ich mich danach, in der gewaltigen Natur Spitzbergens allein sein zu

können und mich selbst in der Wildnis kennenzulernen. Um vielleicht sogar ein Buch zu schreiben ...

Am letzten Abend, bevor Frederik in Longyearbyen eintraf, ging ich wie gewöhnlich in das Lokal des Polarhotels. Leute, die ich inzwischen kannte, saßen an kleinen Tischen in halbdunklen Ecken und tranken Bier. Ich nickte reihum und setzte mich an einen Tisch gleich neben der Eingangstür. Am folgenden Tag sollte ein Informationstreffen beim Regierungsbevollmächtigten stattfinden. Deshalb wollte ich früh zu Bett gehen.

Plötzlich stand ein Mann in den Dreißigern vor mir, ein bisschen betrunken und wie die meisten Einwohner von Longyearbyen in dunkle Sportsachen gekleidet. Er schwankte ein wenig, als er versuchte, still zu stehen. Ich war ganz sicher, dass ich ihm noch nie begegnet war.

»Du und dein Kam'rad wollt also in der Brage-Hütte überwintern, ihr ... wird sicher stilvoll ... war viele Jahre nich im Angebot ... liegt zu abseits, verstehst du ...« Er kicherte unmotiviert.

»Es wird schon gut gehen«, antwortete ich mit lauter Stimme, um ein weiteres Gespräch zu unterbinden. »Wir haben beide Spitzbergen-Erfahrung. Wir sind hierhergekommen, um die echte Wildnis auszuprobieren, nicht um uns ein paar Kilometer vor Ny-Ålesund einzuquartieren und so zu tun, als seien wir Jäger ...« Ich war irritiert und hatte wohl etwas übertrieben, denn ich merkte, dass es um uns herum still wurde. Die Gäste an den anderen Tischen hatten sich zu uns umgedreht und hörten zu.

»Tja, du ... Wird das nicht furchtbar einsam werden?

Nur du und der andere ... aber vielleicht mögt ihr euch ja so? Ja, ja, jeder nach seinem Geschmack, sagte der Igel, als er vom Besen kroch ...«

»Was willst du damit sagen?« Ich war aufgestanden.

»Is' doch 'n bisschen merkwürdig, oder ... die meisten, die überwintern, versuchen's mit 'ner Frau ... aber zwei Männer allein so viele Monate, das is' schon seltsam.«

Ich biss die Zähne zusammen und unterdrückte einen unüberlegten Wutanfall, der die ganze Geschichte nur noch schlimmer gemacht hätte. Überlegen lächelnd nickte ich den anderen Tischen zu. Wahrscheinlich war es am besten, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Ein paar von den Gästen könne ich nicht leiden, erklärte ich und ging aus der halb geöffneten Tür, ohne mich umzusehen. Mit Neidern, die es nur darauf anlegten, anderen die Freude zu verderben, wollte ich nicht reden.

Das Informationstreffen beim Regierungsbevollmächtigten am nächsten Morgen bot eine Überraschung. Die meisten anderen Jäger erwiesen sich als reine Amateure. Ein Ehepaar aus Longyearbyen. Eine ganze Familie mit zwei Kindern und einem Englischen Setter, die Beziehungen zur Bergbaugesellschaft Store Norske hatte. Ein paar Jugendliche, sie eine Studentin aus Spanien, er studierte an der gerade eröffneten Universität von Longyearbyen. Alle scherzten und lachten, als ob sie in den Urlaub fuhren. Als ich meine Adresse in Oslo angab, schien sich eine unsichtbare Glaswand zwischen mir und den anderen aufzubauen. Plötzlich redete niemand mehr mit mir.

Nun ja, dachte ich, wenn der Winter vorbei und mein Buch erschienen ist, dann werden wir ja sehen, wer im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Die Lektorin im Gyldendal Verlag hatte begeistert reagiert und mir versichert, die Form von dramatischer Reiseerzählung, die mir vorschwebte, verkaufe sich sehr gut.

Der Regierungsbeauftragte Knut Fjeld schien erkannt zu haben, dass mich etwas beschäftigte, er wandte sich nachdenklich an mich und schlug einen versöhnlichen Ton an. »Nicht alle hier auf Spitzbergen mögen es, dass wir die Jagdhütten an Leute aus dem Süden vergeben. Es wurden Änderungen des Reglements vorgeschlagen. In ein, zwei Jahren werden nur Leute, die auf Spitzbergen leben, ganzjährig die Gelegenheit haben, sich zu bewerben.«

Als ich nicht antwortete, seufzte er und blätterte ein wenig in den Papieren, die er in der Hand hielt. »Sie sind sich vermutlich im Klaren darüber, dass das Jagdgebiet rund um die Brage-Hütte seit vielen Jahren nicht mehr ausgeschrieben war? Einwohner von Longyearbyen hatten sich beworben, aber wir haben uns bedeckt gehalten. Jetzt sind sie ziemlich überrascht und auch ein bisschen verärgert, dass Sie die Zuteilung bekommen haben. Sie dachten, es wäre ein ungeschriebenes Gesetz, dass die Hütte nicht zur Überwinterung ausgeschrieben wird... aufgrund ihrer abgelegenen Lage.«

»Aber gerade die Einsamkeit zieht uns ja so an«, erwiderte ich. »Wir sind gekommen, um die eigentliche Arktis zu erleben, so wie sie einmal gewesen ist... weit weg von Menschen und dem Lärm der Zivilisation.«

Als ich sah, dass der Regierungsbevollmächtigte Fjeld sich bemühte, nicht das Gesicht zu verziehen, erkundigte ich mich: »Gibt es irgendeinen Grund, vor dem Aufenthalt in der Brage-Hütte Angst zu haben? Ist dort jemand umgekommen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht recht ... die Zuteilung erfolgte, als ich im Urlaub war, und der Umweltbeauftragte ist neu im Job. Spitzbergen ist ein gefährlicher Ort. Die Menschen sterben überall, aus den unterschiedlichsten Gründen – sie werden von Eisbären angegriffen, erfrieren, verschwinden in Gletschern, fallen von Berghängen und brechen sich das Genick, fahren mit dem Schneescooter über eine Felswand ...«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Hielt uns der Regierungsbeauftragte für vollkommen naiv? Er konnte seine Zusage doch nicht zurücknehmen? Das wäre mehr als peinlich gewesen. Aber er nahm meine Hand und sah mir direkt in die Augen. »Na ja, viel Glück bei Ihrem Aufenthalt. Im Übrigen erinnere ich daran, dass es illegal ist, Eisbären zu schießen, aber das wissen Sie sicher. Es ist außerdem verboten, die Bären unnötig zu provozieren, indem man versucht, ihnen mit dem Fotoapparat so nahe wie möglich zu kommen. Vor allem wenn es sich um eine Bärin mit Jungen handelt. Vermutlich gibt es einige Höhlen in der Nähe der Brage-Hütte. Vergessen Sie, uns weismachen zu wollen, Sie hätten aus Notwehr geschossen, wenn Sie auf wertvolle Eisbärenfelle aus sind. Wir durchschauen so etwas.«

Das Gespräch mit dem Regierungsbeauftragten Fjeld

hatte bei mir eine unangenehme Stimmung hinterlassen, die glücklicherweise wieder verschwunden war, als ich am Nachmittag zum Flughafen fuhr, um Frederik abzuholen. Ich spürte eine gewisse Erleichterung, als mein Blick im Gedränge der Menschen auf sein fröhliches, erwartungsvolles Gesicht fiel. Er war im Übrigen gut an dem gewaltigen Rucksack zu erkennen, den er randvoll gepackt hatte. In der Klappe steckte eine norwegische Fahne.

»Thomas!« Er winkte. »Erkennst du mich nicht wieder? Du siehst mürrisch aus? Ist etwas passiert? Ich dachte, wir gehen gleich mal ins ...« Er strich sich über die kurzen Stoppeln am Kinn. Wie bei so vielen blonden Männern hatte sein Bartwuchs einen rotbraunen Schimmer. In dem blauen Anorak sah er frisch und sportlich aus. Ich musste lachen, als mir klar wurde, dass ich ihn um den fotogenen Outdoor-Stil beneidete, den er sich angewöhnt hatte.

Wir gingen direkt zum Hangar, um uns einen Überblick über die Ausrüstung zu verschaffen. Zusammen mit den drei Achtzig-Liter-Rucksäcken, die Frederik mitgebracht hatte, war es eine ansehnliche Menge an Fracht, die im Hubschrauber verstaut werden musste. Am darauffolgenden Tag stellte sich heraus, dass wir nicht alles nach Norden mitnehmen konnten. Am Ende mussten wir einen Schneescooter in Longyearbyen lassen. Mir gefiel es nicht, aber so war es am einfachsten. Leider hatten wir die ganzen Kisten und Säcke nicht ausreichend beschriftet, so dass wir nicht mehr so genau wussten, was wir alles eingepackt hatten.

Spätabends war der Helikopter fertig beladen, alles war

bereit zum Aufbruch. Frederik und ich gingen ins Polarhotel zu einem gemütlichen und viel zu teuren Abendessen. Trotz einiger Startschwierigkeiten standen wir am Anfang eines großen Abenteuers. Ich schrieb es als Einleitung meines Buches in mein Notizbuch. Ich hatte große Erwartungen an das Projekt.

Die Reise nach Norden war unvergesslich. Es geschieht nicht oft, dass man das Wort ›magisch‹ zu Recht verwenden kann, aber in diesem Fall gab es keine andere Beschreibung, die passend gewesen wäre. Der Himmel war porzellanblau, und über der weißsilbernen Landschaft lag ein fantastisches Licht, das wie ein Schleier schimmerte. Sogar der Helikopterpilot unterließ seine sparsamen, leisen Gespräche. Das laute Dröhnen der Rotoren wurde ausgewischt und verschwand beim Anblick der wilden Ödnis. Am Boden war keine Spur von Menschen zu sehen, wir schwebten über der Einsamkeit selbst, die sich hier in Landschaft verwandelt hatte.

Ich weiß nicht, wie lange wir einfach wortlos dasaßen, nur hin und wieder vom elektronischen Schnarren des Funkgeräts gestört, doch lange, bevor ich es erwartet hatte, kam die Jagdhütte als kleiner schwarzer Klotz in all dem Weiß in Sicht – unser Zuhause für die nächsten Monate. Hastig studierte ich die Landschaft rund um die Hütte. Sanfte Abhänge, steile Felshänge, ein paar enge Täler mit gefrorenen Flussbetten am Boden. Frederik und ich hatten die Karte des Gebietes studiert und wahrscheinliche Stellen für Fuchsbauten in sinnvoller Entfernung von der

Hütte markiert. Vom Hubschrauber aus erkannte ich davon nicht viel wieder. Ich freute mich daher darauf, auf die Erde zu kommen und meine erste Scoortour zu unternehmen, aber mir war klar, dass es Tage dauern würde, bis wir unseren Proviant ausgepackt und uns eingerichtet hatten.

Der Helikopter landete, die Umdrehungen der Rotoren wurden allmählich langsamer. Der Mechaniker, Frederik und ich kümmerten uns um die Ladung. Der Schneescooter, die Reserveteile, das persönliche Gepäck und die Ausrüstung wurden in Rekordzeit auf einen verblüffend großen Haufen in der Nähe gepackt. Erst jetzt wurde mir klar, wie viele Kisten Frederik gepackt hatte, von deren Inhalt ich nicht die geringste Ahnung hatte. In Longyearbyen hatte ich nicht nachgesehen, aber hier draußen sah ich ein, dass ich mehr darauf hätte achten müssen, ob all das für die Überwinterung wirklich zwingend notwendig war. Vielleicht hätten wir den zweiten Schneescooter mitnehmen können, wenn ein Teil der Ladung in Longyearbyen geblieben wäre?

In einem Wirbel aus Schnee stieg der Hubschrauber sanft und schwer in den emailblauen Himmel und hinterließ ein seltsames Gefühl der Isolation. Frederik und ich sahen uns nicht an, als wir langsam auf die Hütte zgingen. Wenn es darauf ankam, kannten wir uns doch nicht so gut.

Die Jagdhütte lag im Dunklen, verborgen in ihrem eigenen Schatten. Sie war vermutlich irgendwann in den zwanzig-

ger Jahren gebaut worden, zum Teil mit über Eck angeordnetem Treibholz wie bei einem Blockhaus, zum Teil mit senkrechten Brettern und Planken. Wie so viele andere Jagdhütten, die weit von Longyearbyen und Ny-Ålesund entfernt lagen, war sie im Laufe der Jahre verfallen, doch seit den siebziger Jahren wurde sie wieder genutzt. Der Restaurierungseifer der achtziger Jahre hatte dann dazu geführt, dass die Hütte wieder bewohnbar wurde. Soweit ich es beurteilen konnte, waren die Leute des Regierungsbevollmächtigten im Sommer hier gewesen und hatten sie für die Überwinterung in Stand gesetzt. Der Ofen war sauber und glänzte vor Schwärze, das Abzugsrohr war aus Stahl und ganz neu, die Bänke und den Tisch in der Küche hatte man erst kürzlich repariert, und im Wohnzimmer und dem winzigen Schlafzimmer war alles aufgeräumt und sauber.

Im Schlafzimmer standen zwei Betten, aber das Zimmer hatte kein Fenster und war so klein und dunkel, dass ich vorschlug, vorläufig auf dem Sofa im Wohnzimmer zu schlafen. Dadurch konnten wir einige der Kisten mit der Trockenware – Kaffee, Mehl, Zucker, Salz, Dosen und Gewürze – auf dem Bett lagern, das ich nicht benutzte. Wir fingen an, die Vorräte hineinzutragen, die sofort verstaut werden mussten.

Im Küchenschrank fanden wir mehrere Töpfe und eine schwere, kleine Eisenpfanne mit hohem Rand, Ausrüstung einer früheren Überwinterung. Daneben stand eine ganze Reihe kleiner Dosen, den Etiketten nach zu urteilen ebenfalls alt. Eine Dose hatte ein Loch, im ganzen Schrank

breitete sich ein widerlicher Schimmelgeruch aus. Ich warf sie vor die Eingangstür und dachte, dass beim Regierungsbevollmächtigten das Bewahren von Kulturerbe ein bisschen zu weit ging. Alte Dosen seien gefährlich, erklärte ich Frederik.

Es war Mitternacht, bis wir den gesamten Proviant hineingetragen und verstaut hatten. Den Schneescooter stellten wir an die hintere Wand, die Tonnen mit Treibstoff und Öl für die Lampen fanden ein Stück entfernt hinter dem alten Plumpsklo ihren Platz. Ich amüsierte mich, wie solide das kleine Häuschen gebaut war und dass es zwei Öffnungen gab, auf denen man seine Notdurft verrichten konnte. Wozu das Schloss an der Außenseite der mit doppelten Planken verstärkten Tür gut war, begriff ich allerdings nicht.

»Warum sollte jemand die Tür von außen verschließen?«, fragte ich. »Der Haken innen ist logisch, aber wenn niemand auf dem Lokus ist...«

Mein Partner überlegte. »Eisbären«, sagte er schließlich. »Wenn die Tür offen steht, kann der Teddy hinein und die Bank kaputt machen. Du weißt doch, dass hungrige Tiere sogar menschliche Scheiße fressen. Deshalb ist es wohl auch so solide gebaut. Die alten Jäger hatten vermutlich keine Lust, das Klo jedes Mal zu reparieren, wenn ein Bär zu Besuch war.«

Kann sein, dass Frederik recht hatte, aber es war eine Information, die er mir besser erspart hätte. Jetzt sah ich mich jedes Mal ängstlich um, wenn ich auf die Toilette musste.

Ich war nach dem Auspacken so müde, dass ich mich am liebsten sofort hingelegt hätte, aber Frederik zauberte eine Tüte mit Pfannkuchenpulver aus einer seiner Proviantkisten. Im Handumdrehen stand die alte Bratpfanne mit dem hohen Rand auf dem Ofen, und in ihr schmolz ein ordentlicher Klacks Butter. Ein herrlicher Duft breitete sich in der primitiven Küche aus. Der Küchentisch stand direkt unter dem einzigen Fenster im Raum. Wir saßen uns beim Essen auf den einfachen Holzstühlen gegenüber. Vor dem Fenster herrschte die schwarze Polarnacht, aber das Mondlicht verhalf uns trotzdem zu einer unglaublichen Aussicht über den eisüberzogenen Fjord.

Wir hatten wirklich Glück, Frederik und ich. Hier ging es nicht um normalen Urlaub. Wir wollten in einer Hütte überwintern, die so fernab der Zivilisation lag, wie es auf Spitzbergen überhaupt nur möglich war. Vor uns erstreckte sich der Fjord. Vor dessen Mündung lag das eigentliche Polarmeer. Und das Eis zog sich wie eine silberbeschlagene Schale von hier bis zum Nordpol. Nicht eine einzige winzige Insel gab es zwischen uns und dem größten Traum aller Jungen – in Nansens Fußstapfen zu treten. Was für ein Erlebnis wäre das. Ich sagte nichts, begann aber auszurechnen, ob wir genügend Treibstoff für den Schneescooter hatten, um zumindest ein Stück in Richtung Norden zu fahren. Darüber konnte man sicher schreiben.

In den folgenden Tagen wurde klar, dass Frederik eine Unmenge Firlefanzen und Dinge mitgenommen hatte, die uns das Leben verschönen sollten. Plötzlich lag eine Tischdecke auf dem Küchentisch, und es hingen Küchen-

tücher an neuen hübschen Haken. Obendrein erschien er mit ein paar rotkarierten Gardinen.

»Gib zu, dass es so zivilisierter aussieht«, sagte er.

Ehrlich gesagt hatte ich mir die Einrichtung einer Jagdhütte anders vorgestellt, aber ich sagte nichts. Es hatte keinen Sinn, mit der einzigen Person im Umkreis von vielen Meilen Streit anzufangen. Außerdem war ich froh über das anspruchsvolle Kurzwellenradio, für das er auch Platz gefunden hatte. Es amüsierte uns beide, der Funkkommunikation zwischen den Schiffen zuzuhören, die vor Verlegenuken lagen und Krabben fischten.

»Vielleicht sollten wir die mal zu Besuch einladen«, schlug Frederik vor.

Ich war strikt dagegen. Wir wussten schließlich nicht, wer diese Leute waren.

Das eigentliche Funkgerät stand im Wohnzimmer. Es war die einzige Kommunikationsmöglichkeit mit Longyearbyen. Zum Kauf eines Satelliten-Telefons hatten wir uns nicht entschließen können. Als wir die Expedition in Oslo planten, war uns die bloße Möglichkeit, jeden Tag mit der Familie oder Freunden reden zu können, als Störung vorgekommen.

Ein Gespräch hätte ich allerdings gern über Funk geführt, nur wollte ich nicht, dass Frederik es mit anhörte. Ich hatte vor, Kontakt zu meiner Lektorin im Gyldendal Verlag aufzunehmen und ihr zu erzählen, dass ich mich im Norden Spitzbergens befand, um dort zu überwintern. Es dauerte lange, bis sich eine Gelegenheit dazu ergab.

Frederik war unbedingt der Ansicht, dass wir die meis-

ten Dinge gemeinsam erledigen sollten, und seine Angst, allein zu sein, war schlimmer geworden, seit es draußen immer dunkler wurde. Ich kann nichts anderes sagen, als dass es mir ein wenig lästig war. Die intensive Zweisamkeit am Tage und in der Nacht wurde immer anstrengender. Morgens stand er immer als Erster auf und bereitete das Frühstück, und ständig hatte er etwas zu erzählen – zumeist triviale Dinge oder Beobachtungen. Auf den Schneescooter-Fahrten entlang unserer Jagdroute fuhr er selten selbst, sondern saß dicht hinter mir und hielt sich an meinem Scooter-Anzug fest. Wenn wir zurückkamen, oft spät in der Nacht, hätte man meinen können, er sei allein unterwegs gewesen. Es gab wirklich nichts, was er unkommentiert ließ. Nachts lag ich auf dem Sofa im Wohnzimmer und hörte ihn schnarchen. Ich wurde allmählich nervös und gereizt. Allein der Geruch seiner Kleidung verursachte mir Brechreiz.

Nach viel Gerede beim Einpacken von Verpflegung, Gewehr, Notsignalpistole und Munition war er endlich bereit aufzubrechen, und ich konnte mich ans Funkgerät setzen und Svalbard Radio anrufen. Telefongespräche mit dem Festland wurden von ihnen vermittelt, und normalerweise dauerte es ein wenig, bis die Verbindung einwandfrei war. In der Zwischenzeit lief ich rastlos in der Hütte auf und ab. Und dann endlich – war sie am Apparat. Hastig erzählte ich ihr von meinen Erlebnissen und dass ich schon fast fünfzig Seiten auf meinem Notebook geschrieben und Zugang zu fantastischen Fotos hätte ...

Sie unterbrach mich, bevor ich zum Ende gekommen

war. »Du weißt, dass wir auf der Jagd nach dem einzigartigen Erlebnis sind, dem ungewöhnlichen Ereignis ... nicht einfach so einem alltäglichen stimmungsvollen Expeditionsbericht ... es gibt viel zu viele Bücher über Skitouren zu den Polen und die damit verbundenen Strapazen ... Sibirien, Alaska, Norwegen rauf und runter, *you name it*. Nein, du musst schon etwas anderes liefern, etwas Dramatischeres ... eine Eisbären Geschichte, vielleicht werdet ihr ja angegriffen oder so etwas ...«

Ich zögerte, dachte rasch nach. »Du meinst, zum Beispiel ... dass ich jetzt allein in der Hütte sitze und keine Ahnung habe, wo mein Partner Frederik Hansen ist?«

»Ist er verschwunden? Du meinst ... aber dann musst du den Regierungsbevollmächtigten informieren!«

»Nein, ich ... also, er ist jetzt schon ein paar Stunden weg, ja. Es könnte etwas passiert sein. Aber ich muss ihn erst suchen, bevor ich den Regierungsbevollmächtigten aufscheuche. Ich weiß schließlich, welche Route er genommen hat. Ich gehe mal davon aus, dass ...«

»Ach so, ja.« Die Lektorin hörte sich noch immer ein wenig besorgt an. »Ihr müsst vorsichtig sein. Aber ehrlich gesagt kann ich kein Buch herausbringen, in dem es nur um Hüttenzauber und nette Natur geht. Es braucht noch ein anderes Element, ein anständiges Drama. Es sei denn, du schreibst extrem gut. Du weißt ja, eins der bekanntesten Bücher der Weltliteratur handelt von einem Fischer, der einen großen Fisch fängt.«

Sie lachte und beendete das Gespräch. Ich hatte das Gefühl, als müsste auch der Operator bei Svalbard Radio ein

Lachen unterdrücken. Zu spät fiel mir ein, dass alle, die auf Spitzbergen ein Funkgerät besitzen, dieses Gespräch hatten mithören können. Die Demütigung überrollte mich wie eine Fieberwelle.

Frederik kam am späten Abend von seiner Rundfahrt zu den Fuchsfallen zurück. Nichts Aufregendes war passiert, er hatte keinen Eisbären gesehen, aber fünf Füchse mit einem Verkaufswert von mindestens zwanzigtausend Kronen in den Fallen gefunden. Er erzählte und erzählte. Jede noch so kleine Abweichung von der Scooter-Route musste beschrieben werden, jedem Naturerlebnis wurde in wohlbekanntem Wendungen gehuldigt. Als er endlich zu Bett ging und ich mir mein Bett auf dem Sofa im Wohnzimmer richtete, kamen mir fast die Tränen. Wie sollte ich es bloß all die Abende bis zum Besuch des Regierungsbevollmächtigten im Januar ertragen?

Im Laufe der Wochen kamen wir bei der Jagd immer besser zurecht. Wir erkundeten das Terrain mit dem Schneescooter und fanden die besten Stellen, um unsere Fangeisen auszulegen. Wir hatten zehn neue Metallfallen mitgenommen, die wir in einem Sportgeschäft in Oslo gekauft hatten, aber es stellte sich bald heraus, dass es in diesem Gebiet so viele Fuchsbauten gab, dass wir mehr Fallen brauchten. Nach Anleitungen, die wir in ein paar alten Tagebüchern von Jägern fanden, bauten wir wie früher Fallen mit einer kräftigen Platte, die von zwei mit einer Kerbe verbundenen Stöcken exakt ausbalanciert wurde, und einem querliegenden Stock, an dem wir den Köder

befestigten. Auf die Platte legten wir mehrere schwere Steine. Es war eine mühselige Arbeit. Anfangs fielen die Fallen zusammen, wenn wir den Köder befestigten, es war schwierig, die Stöcke richtig zu justieren. Aber wie sich herausstellte, fingen wir mit dieser Methode die meisten Füchse.

Wir häuteten die toten Füchse nicht sofort, sondern lagerten sie unter einem Haufen loser Steine, die wir hinter der Hütte fanden. Es bestand keine Gefahr, dass die Felle durch faulendes Fleisch ruiniert wurden, denn die Lufttemperatur lag konstant bei minus zwanzig Grad. Solange die Jagd so gut lief, war es normal, sich im Winter auf diesen Teil der Arbeit zu konzentrieren. Draußen im Fjord gab es außerdem viele Robben, die wir ebenfalls jagten. Wir häuteten sie sofort, allerdings bearbeiteten wir auch diese Felle nicht direkt zum Verkauf weiter. Im Frühjahr konnten wir immer noch vor der Hütte sitzen und uns damit beschäftigen.

Bisher hatten wir keine Eisbären in der Nähe der Hütte gesehen, und es kam uns auch nicht in den Sinn, dass sie die toten Füchse vielleicht riechen könnten. Doch eines Abends, als Frederik am Küchentisch saß und seine übelriechende Pfeife auf seine übliche nachdenkliche Weise stopfte, bemerkten wir plötzlich etwas, kaum mehr als eine Bewegung, im Schatten der Eisschollen – ein Eisbär kam über den Fjord auf uns zu. Der Bär war deutlich abgemagert, das Bauchfell schlackerte bei jedem seiner langsamen Schritte.

»Wir müssen schießen«, flüsterte ich Frederik zu, ob-

wohl es unwahrscheinlich war, dass der Bär uns aus dieser Entfernung hören konnte. Es war wohl eher der Geruch, dem er folgte.

Frederik schüttelte den Kopf und starrte mich aus dem inzwischen recht langen Bart an. »Spinnst du? Wir können doch keinen Eisbären erschießen. Die stehen unter Naturschutz. Wie willst du das erklären? Niemand wird uns glauben, dass wir aus Notwehr geschossen hätten.«

»Aber wenn er in die Hütte kommt, dann müssen wir schießen! Wir können uns schließlich nicht den ganzen Winter ständig umdrehen. Das würde uns bei der Jagd ganz schön behindern.« Ich dachte auch noch an etwas anderes. Vielleicht war dies ja die dramatische Situation, die ich brauchte, um meine Eismeergeschichte zu würzen.

»Du bist vollkommen verrückt, Thomas! Das ist absolut lebensgefährlich. Eisbären sind riesenschwere Viecher, was ist, wenn wir danebenschießen? Nein, da mach ich nicht mit. Wir bleiben in der Hütte, bis er wieder verschwunden ist. Da draußen gibt's schließlich nichts zu essen...« Er hielt inne, ganz offensichtlich waren ihm ebenfalls die toten Füchse und die Robbenkadaver eingefallen.

Im Laufe der wenigen Minuten, in denen wir uns gestritten hatten, war der Eisbär deutlich näher gekommen. Die vier dicken Tatzen standen eng zusammen, der ausgestreckte Hals lieferte die bekannte Silhouette, er schnüffelte in Richtung Küchenfenster. Die Haare auf dem Rücken leuchteten gelblich weiß im Mondlicht. Frederik hatte seine Kamera geholt und fotografierte durch das schmutzige Fenster.